



# Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nummer 36/209

Anzeigenpreis: Die einspalt. Millimeterzeile 5 J., Restamezeile 15 J.

Monteitag, Sonntag, den 9. September 1934

Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig

1934

## Sonntagsgedanken

Wenn Gott tot ist

„Sollte es denn möglich sein! Dieser alte Heilige hat in seinem Walde noch nichts davon gehört, daß Gott tot ist! So ließ Nietzsche seinen Zarathustra sprechen. Und ein anderer, Fritz Mauthner, rief aus: „Gott ist tot; es ist Zeit, seine Geschichte zu schreiben.“ Das alles liegt nun viele Jahrzehnte zurück. Und jetzt ist die Zeit gekommen, die Geschichte der Menschheit zu schreiben, für die Gott tot war. Die Wortführer der Lehre, daß Gott tot sei, tiefen große Bewegungen ins Leben. „Religion ist Opium“ — auf roten Fahnen flog diese Parole über alle Erdteile. Klammende Propheten kündeten die Erlösung der Menschheit aus der Knechtschaft abergläubischer Vorstellungen zur wahren Würde und Freiheit. Ist diese Erlösung und das verheißene Erdenparadies Wirklichkeit geworden? Wer wagte das zu bejahen? Die Bilanz ist allzu erschütternd, wenn man an die sittlichen und kulturellen Zustände denkt, die sich in unserem Volk vor der nationalsozialistischen Revolution herausgebildet hatten. Wohl, die Menschen wurden „frei“, da Gott, besser: der Glaube an Gott, starb. Aber nur, um ihre „Freiheit“ an finstere Dämonen auszuliefern. An die Stelle der Gottgebundenheit und des Gehorsams trat die „Eigengehelligkeit“ in Wirtschaft und Wissenschaft, in Kunst und Moral. Und aus der Eigengehelligkeit wurde Fessellosigkeit und wilde Verwüstung. Bis wir zu der erschreckenden Erkenntnis kamen, daß das Volk sterben muß, wenn sein Glaube an den lebendigen Gott stirbt.

Nun haben wir einen Strich unter diese Vergangenheit gemacht. Wir haben aus ihr gelernt. Wir wollen nicht mehr ihre Wege gehen. Wir stehen mitten in einem gewaltigen Ringen um die innere Erneuerung. Wir dürfen in diesem Ringen nicht auf halbem Wege Halt machen. Wir hätten sonst den Sinn unseres Auftrages nicht begriffen. Die Erneuerung hat nur dann Bestand, wenn sie bis zu den letzten Wurzeln vordringt. Sie bleibt unvollendet, wenn sie nicht zu einem neuen, entschlossenen Hören und Gehören gegenüber Gottes Wort und Willen führt. Die Lehre, daß Gott tot sei, war verführerisch, denn sie wies einen Weg der Bequemlichkeit und der Freiheit. Das Ernstmachen mit dem lebendigen Gott erfordert mehr. Denn Gottes Anspruch fordert den ganzen Menschen. Er läßt sich nicht abspeisen. Er will in der Mitte unseres Herzens stehen und will uns in unserem ganzen Denken und Handeln besitzen. Jesus spricht von der engen Pforte und dem schmalen Weg, den der bekehrte Mensch, der mit Gott ernst macht. Aber er spricht auch von hohen Verheißungen, die sich an ihm erfüllen. Diese Verheißungen gipfeln darin: Wer im Gehorsam gegen Gott steht, der hat das Leben! Nicht nur das ewige, sondern auch das zeitliche Leben! Wir dürfen die Erkenntnis nie verlieren, die wir aus den Erfahrungen der vergangenen Jahrzehnte gewonnen haben: Wo Gott tot ist, da stirbt das Volk innerlich und äußerlich, in seinen Gliedern und in seiner Gesamtheit. Leben ist nur bei Gott. Wahrer Aufbau ist nur da, wo er aus dem Gehorsam geschieht. Und der ist in Wahrheit der Schaffende und Bauende und Führende in seinem Volk, der sein Leben ganz unter die Verantwortung vor dem lebendigen Gott stellt.“

Männer, die sich an Gott banden

Mit dem Glauben, wie ich ihn verstehe und wie ich Gott darum bitte, ist mir Trostlosigkeit ganz unsäglich.

Bismarck.

Ich habe nichts getan, als die Gaben angewendet, die Gott mir gegeben, und das war meine Pflicht. Zu rühmen und zu preisen ist nur Gottes Gnade.

Hindenburg.

## Willst Du Dein Herz mir schenken?

Roman von Georg Hartwig

7. Fortsetzung

„Das dürften Sie in diesem Falle nicht. Was Sie dem einen jedoch verweigert, dürften Sie eine Sekunde später einem anderen nicht gewähren. Ich bitte Sie, Hartha, ich bitte Sie inständigst, schaffen Sie die Sache aus der Welt.“

„Und wenn ich es nicht tue?“ fragte sie hochfahrend. „Wenn ich das fürchterliche Verbrechen auf mich nehme, dem Leutnant Schneider mißliebiger geworden zu sein?“

Er fühlte sich durch die Geringschätzung dieser Frage stark verletzt. „Sie beleidigen in diesem Falle nicht einen unter uns, Sie beleidigen uns alle.“

„Alle?“ fragte sie erstaunt und mit erhöhtem Groll. „Sie etwa auch?“

„Darin gibt es keine Ausnahme“, sagte er langsam und mit gedämpfter Stimme, welcher die zunehmende Erregung merklich anzuhören war. „Darum bin ich es als Beauftragter sowohl.“

„Diese Vielseitigkeit“, unterbrach sie ihn in ihrer Selbstherrlichkeit aufs tiefste verletzt, „ist mir zu hoch. Ich begreife nur das eine, daß ich heute eine andere Fortsetzung erwarten dürfte als diese.“

„Ich bitte Sie, Hartha, ich beschwöre Sie, Ihrem Stolz und Ihrem Anmut nicht Raum über sich zu geben“, sagte er leidenschaftlich bewegt.

„Sie haben vorhin von Folgen gesprochen“, unterbrach sie ihn abermals mit hochfahrender Kälte, obwohl eine innere Stimme sie anders beriet. „Was für Folgen?“

„Wenn Sie wüßten, wie unäglich mich diese Unterredung martert“, sagte er über seine Stirn streichend, als läme ihm damit Erleichterung, „wie peinlich mir Ihr Zorn ist, wie schmerzhaft.“

„Die Folgen!“ sagte sie heftig. „Bitte! Ich kenne Ihre lebenswürdigen Gepflogenheiten noch nicht.“

„Die Sie mir nicht zum Vorwurf machen dürfen.“ Er schwieg einen Moment, dann sagte er gedämpft: „Es würde kein Offizier mehr mit Ihnen tanzen können. Leutnant Schneider würde den Baron Brandenfels in Kenntnis setzen, und es könnte zu Unannehmlichkeiten zwischen beiden kommen.“

Sie erröthete heftig trotz Zorn und Selbstgefühl. Die lebhaftere Farbe ihrer Wangen erblich. Aber weit entfernt, sich selbst und allein schuldig zu bekennen, warf sie die Ursache beiseite und hielt sich allein an die Wirkung, an das, was Hartleben angedroht — und an die Tatsache, daß er es war, der es gewagt hatte, sie zu dieser Demütigung zu zwingen. Ein spöttisches Lächeln glitt über ihre Züge. Das war Liebe! Das war der Dank für alles, was sie ihm sein und schenken wollte! Kärrin genug wäre sie fast gewesen.

„Hartha“, bat er, den Fächer, den sie achtlos aus der Hand gleiten ließ, aufhebend und ihr überreichend, wobei er mahnend, zärtlich überredend ihre Finger umschloß, „trennen Sie meine Person, mein Empfinden für Sie von dem störenden Vorkommnis. Ich tue meine Pflicht gewiss und wahrhaft schweren Herzens. Ein verständnisvoller Blick von Ihnen, ein Lächeln würde sie mir unäglich erleichtern. Sie dürfen mir nicht zürnen, Hartha!“

Die Geigen begannen zu stimmen, der Dirigent erschien in der Loge. Da warf sie sich klar. „Ich wünschte also Ihren Leutnant Schneider zu sprechen. Oder befehlt er, daß ich zu ihm komme?“ fragte sie mit scharfem Spott.

„Ich werde ihn holen.“

Sie sah ihm entrüstet, aber entschlossen nach, wie er durch den Saal ging, um ein paar Worte mit dem jungen Offizier zu wechseln. Dieser drückte ihm dankend die Hand und kam eiligen Schrittes herbei, um sein Recht in Empfang zu nehmen.

In tadelloser Haltung, nichts verrätend von der Abneigung, die sie erfüllte, sah ihn Hartha an. „Ich habe mit Bedauern gehört, daß ich zerstreut gewesen bin. Eine Absicht war es nicht von mir. Wollen Sie also diesen Irrtum meinethwegen entschuldigen?“

Er verneigte sich tief. „Kein Zweifel daran, gnädiges Fräulein“, sagte er und entfernte sich befriedigt. Sie wandte sich tief aufatmend ab.

In der Mitte des angrenzenden Raumes, wo Frau Grotzfuß sich aufhielt, entstand in diesem Augenblick eine vorübergehende Störung in der Unterhaltung durch eine Depesche, die einen jungen Mann an das Krankenbett seines Vaters berief.

„Sie gestatten, gnädigste Frau, daß ich mich jogleich empfehle. Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß eine Verschlimmerung eintreten könnte.“

Die Hausherrin drückte ihm herzlich die Hand. „Wir wollen das beste hoffen, Herr Assessor.“

„Wollen Sie mich Ihrem Herrn Gemahl.“

„Alles, alles! Versäumen Sie nur keine Minute mehr.“ Er stand schon an der Tür, als er sich noch einmal hastig umwandte und zu dem Vorkantler trat. „Eines noch. Ich war zum Kotillon engagiert. Wollen Sie mich bei der

Dame entschuldigen? Sie steht im Saal — dort am Fenster.“

„Ja, die mit den Rosenzweigen.“

„Hm — was machen wir denn da? Es ist alles in festen Händen.“

„Tut mir leid, aber verzeihen Sie meine Eile. Ich kann mich persönlich nicht mehr hinbeweigen. Es wird sich schon noch jemand finden für mich. Leben Sie wohl!“

Herr von Bensedorf sah dem Davoneilenden einen Moment unerschlossen nach. Wo war jetzt noch ein nicht engagierter Tänzer zu finden? Er eilte ins Herrenzimmer, wo der Gastgeber eine gemütliche Tafelrunde um sich versammelt hatte, und wie ein Stoßvogel auf Brankowan zu. „Herr Graf, wir sind um einen Kotillontänzer in peinlicher Verlegenheit.“

„Bedaure“, Brankowan wandte ihm flüchtig das Gesicht zu. „Sie wissen, ich gehöre zu den älteren Jahrgängen.“

„Tun Sie mir also den einzigen Gefallen und kommen Sie mit! Die Dame kann doch nicht sitzen bleiben! Opfern Sie sich für die gute Sache. Nicht wahr, Sie bleiben?“

„Aber hören Sie“, sagte Brankowan aufsehend, „das ist ja die reinste Erpressung. Ich habe seit Jahren keine Ahnung mehr vom Sühholzpapeln. Wer ist denn diejenige welche? Diese verlassene Ariadne?“

„Ein Fräulein Aniebel. Prachtige Erscheinung.“

„Aniebel? So, so! Wo sitzt denn die Dame, wenn ich fragen darf?“

„Bitte, mir nur zu folgen! Und besten Dank im voraus!“

Der Kapellmeister erhob sich eben, als Hartha die beiden Herren im Eilschritt auf sich zukommen sah.

„Assessor Barkhausen ist soeben telegraphisch abberufen worden“, sagte Bensedorf mit ausgelassener Höflichkeit. „Graf Brankowan rechnet es sich zum besonderen Vorzug, seinen Platz einnehmen zu dürfen.“ Sprachlos und verstockt.

Hartha, immer noch voll Erbitterung und Zorn, sah einen Moment betroffen in das ihr fremde Gesicht, dessen lebenswürdiges Lächeln nichts von Widerstreben und Unlust verriet. Aber dann brachen alle Schleusen ihrer Eitelkeit auf. Ihr Stolz feierte einen alle Demütigung überragenden Sieg.

„Ich hatte vorhin schon das glückliche Mißgeschick, mich bemerklich machen zu können“, sagte er, die im Vollbewußtsein ihrer Persönlichkeit und ihres Tänzers hochaufgerichtete Gestalt des jungen Mädchens mit prüfendem Blick betrachtend. „Ich bedaure nur“, fuhr er verbindlich fort, „daß der Wechsel lediglich zu meinen Gunsten ausschlägt. Gnädiges Fräulein tauschen einen vorzüglichen Tänzer gegen einen nur sehr mangelhaften ein.“

„Das glaube ich nicht“, lächelte sie, was ihren Zügen stets einen eigenen Reiz verlieh. „Ich habe vorhin eher das Gegenteil bemerkt. Sie tanzen außerordentlich flott.“

„Das sind alte, alte Erinnerungen aus jugendlicheren Zeiten.“

„Wer's glaubt!“ lachte sie, den tränkenden Zwischenfall immer mehr aus dem Gedächtnis verlegend und somit auch das bittere Gefühl verdorbener Festfreude. „Meines Erachtens wäre eher an etwas Verwöhnung und — etwas Bequemlichkeit zu denken.“

„Wirklich? Dann gestatten Sie mir, mich Ihnen in meinem trüben Glanze zu zeigen.“

Er legte den Arm um sie. Da war's ihrem jugendlichen Körper, als ginge von seiner Brust ein Kältegefühl aus — wie der Hauch des feinen Wohlgeruchs, der seiner Kleidung entströmte.

Es widerstand ihr beides flüchtig. Aber der Trost gegen zwei Augen, die, wie sie wußte, ihr unablässig folgten, lösten das schnell vergessene Mißbehagen in um so lebhafter empfundene Genugtuung auf.

Dieses Bewußtsein ließ sie das Haupt noch höher erheben als gewöhnlich und gleichgültigen Blicks an der Stelle vorüberstehen, wo Hartleben sich in Unruhe und Ungeduld fast verzehrte.

„Wollen Gnädigste, was ja im Leben nicht häufig vorkommt, einen Glücklichen sehen?“ fragte Brankowan, irgendeinen Gesprächsstoff erhaschend und für den Gebrauch des Augenblicks zurechtstufend. „Der kleine Hamjar dort.“

„Was ist mit ihm?“ fragte Hartha neugierig.

„Er hat in voriger Woche hundertfünzigtausend Mark geerbt — ganz unvermuthet.“

Mit dem Aniebelischen Unterton und dem Drange, sich auf eine möglichst glänzende Stufe diesem Mann gegenüberzustellen, sagte sie nachlässig: „Hatten Sie das für ein Vermögen?“

Sein Blick streifte gedankenschnell ihr Antlitz, in dem sich nichts regte als ein spöttisches Lippenzucken. „Ich nicht,



aber er", sagte er lächelnd. „Im übrigen gewinnt oder erbt man solche Summen nicht alle Tage. Gnädiges Fräulein sind darin etwas verwöhnt, wie mir scheint."

„Bielleicht", warf sie gleichgültig hin, obwohl diese Gelegenheit, dem simplen Namen Kniebel durch Vergoldung aufzuhelfen, ihr wohlthuende Befriedigung gewährte.

In diesem Augenblick sah sie Hartleben auf sich zu schreiten. Ihr halbvergeßener Zorn flammte von neuem verderblich auf. Was kümmerte sie die mühsam bewahrte Ruhe in seinen Zügen, die ihr vor kurzem noch so süße Schauer erweckt hatte, was die Hast, mit der er ihre Hand in die seine zog, als wollte er sie nie wieder freigeben!

„Harde", flüsterte er, als es niemand hören konnte, „ist es Ihnen denn nicht möglich, in meinem Innern zu lesen? Oder halten Sie es nicht für nötig, mich vor einer qualvollen Nacht zu bewahren? Wie kann ich ein Auge schließen, solange Sie mir bitteres Unrecht zufügen! Was will ein bißchen verletzter Stolz gegen das sagen, was Sie mich grundlos leiden lassen!"

Er drückte, während er sprach, ihre Finger immer fester, zuletzt hielt er sie so fest umschlossen, daß es ihr fast weh tat. Sie erwiderte keine Silbe, noch regte sich ihre Hand. Schwer lag sie in der seinen, als wäre nie ein wonniges Beden aus dieser Berührung in sie hinübergeflossen.

„Wir haben uns doch lieb!" sagte er innig. „Daran denke, wie ich auch nur daran denke."

Sie sagte kein Wort. Ihr Gesicht war nur um eine Schattierung bleicher geworden — das war alles.

Er führte sie zu ihrem Tänzer zurück. Ihm war elend zumute, todtraurig.

„Gnädiges Fräulein tanzen feenhaft — nicht wahr?" sagte Brankowan verbindlich.

„Vortrefflich — gewiß!" Hartleben suchte noch einmal ihr Auge.

Gerade deshalb sah sie nicht auf.

„Ich habe die Ehre, mich jetzt gleich für später zu empfehlen", fuhr er fort, dieser Lage kaum noch gewachsen. „Das Programm wird gleich erledigt sein."

Sie neigte leicht das Haupt. „Gute Nacht, Herr Hauptmann!"

Er trat zurück. Wie von einer Last befreit, wandte sie sich sofort Brankowan zu. „Was für ein Landsmann sind Sie eigentlich, Herr Graf?"

„Rumäne. Sehr weit hinten in der Balachei stand meine Wiege", sagte er scherzend. „Da, wo auch die gelehrteste junge Dame sich mit ihrer Vorstellung nicht mehr zu rechtfinden kann."

„Sind Sie noch dort anässig?" fragte Harde gefesselt.

„Ich nicht. Ich bin abgefunden und Weltbummler. Wir Brankowans sind nur gute Wirte für unsere Gäste, aber keine guten Gäste für die Landwirtschaft. Wir nehmen lieber den Stab in die Hand und wandern, wie Sie an mit leben."

Sie fand das Gesprochene und die leichte Art, wie es gesprochen ward, außerordentlich vornehm. Alles an diesem Mann machte Eindruck auf sie. „Und das ist gut", sagte sie, reizvoll lächelnd. „Sonst wären Sie ja nicht hier, Herr Graf."

Er verneigte sich. „Zu gütig! Hoffentlich liegt nicht die Absicht vor, mich zu beschämen —"

Sehr zu ihrem Verdruss taten die Geigen ihren letzten Strich.

„Darf ich Sie zu Ihrem Platz geleiten?" fragte er, froh, seiner Pflicht entbunden zu sein.

„Gehatte, Mama", sagte Harde in dem Augenblick, da Brankowan sich verabschieden wollte, „dir Graf Brankowan vorzustellen!"

Die Köchin sah bei dem Worte „Graf", das auszusprechen Harde unglücklich wohl tat, erkaunt in das fremde Antlitz.

„Ich habe die Ehre, mich den Damen zu empfehlen. Wünsche, daß das Fest allerseits gut bekommen möge."

Brankowan entfernte sich, um sofort wieder im Herrenzimmer zu verschwinden.

„Berehrter Graf", sagte Benodori, an ihm vorübergehend, „meinen besten, allerbesten Dank, daß Sie so freundlich einsprangen."

„Oh, bitte — gern geschehen!" Er schloß die Tür hinter sich.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Drama von Braunau im August 1806

Stütiges Auftreten des württembergischen Königs

Von Oberregierungsrat a. D. Gerhard in Stuttgart Dem Führer und Reichstanzler Adolf Hitler hat die Stadt Nürnberg anlässlich der Begrüßungsfeier bei Beginn des Reichsparteitages 1934 ein „durch Rot, Verfolgung und Gefahr getriebenes vergilbtes" Stück jener gegen die französische Gewalt Herrschaft gerichteten einstigen Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" überreicht, deren Verfasser, Buchhändler Palm aus Nürnberg, von den Franzosen am 26. August 1806 in Braunau, der Heimat des Führers, erschossen worden ist. Jenes Drama wird für alle Zeiten nicht nur für Nürnberg, sondern auch für Württemberg eine traurige Erinnerung bleiben. Nicht bloß darum, weil Palm ein Württemberger war (er war ein Sohn der Stadt Schorndorf), sondern auch darum, weil wenig geahnt hat, daß noch zwei weitere Württemberger in Braunau demselben Schicksal verfallen sind. Daß es nicht zum Kaufstufen kam, hatten sie nur dem mutigen und tatkräftigen Auftreten ihres Königs zu verdanken. Die im würt. Staatsarchiv aufbewahrten Akten des ehemaligen K. Geh. Kabinetts geben über dieses trübe Kapitel näheren Aufschluß.

Zunächst mag der Tatbestand wiedergegeben werden, wie er in der „Oberamtsbeschreibung Nedarjulum" zu lesen ist. Kaufmann Gottlieb Link in Heilbronn — heißt es da — hatte seinem Geschäftsfreund Peter Hein-

rich Merkle, Gastgeber „gold. Löwen" in Nedarjulum, die Flugschrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" mitgeteilt. Merkle gab sie weiter an den Handelsmann Schoderer in Donauwörth, welcher öfters Wein von jenem bezog. Bald griffen die Franzosen die Schrift auf, Schoderer wurde verhaftet und die Beschlagnahme seiner Papiere führte die Spur auf Merkle. Am 17. August 1806 war er auf Befehl des in Dettingen im Ries lantonnierenden Marschalls Davoust durch einen in Nedarjulum weilenden französischen Hauptmann festgenommen und mit Link in Davousts Hauptquartier abgeführt; beide wurden alsbald nach Braunau verbracht. Ein Kriegsgericht verurteilte Merkle zum Tode, während Link entlassen wurde, weil angenommen wurde, daß er die ihm anonym zugekommene Flugschrift dem Merkle nur vertraulich habe mitteilen wollen. König Friedrich, dem der Vorfall sofort berichtet worden und der ohnedies über allerlei andere französische Eigenmächtigkeiten und Gewalttätigkeiten schon gereizt war, verlangte zweimal die Auslieferung des Merkle und am 10. September wurde derselbe, während ein in die Heimat gedrungenes Gerücht umlief, er sei bereits erschossen worden, in Braunau entlassen und von zwei Gendarmen nach Württemberg gebracht, überall unterwegs „verehrt wie Ritter, die aus Palästina kommen". Nach vierwöchiger Haft auf dem Hohenasperg konnte der Schwergesprüte endlich am 20. Oktober wieder zu seiner Familie und seinen Mitbürgern zurückkehren.

Soviel nach der genannten Oberamtsbeschreibung. Die erwähnten, nur wenig bekannten Kabinettsakten zeigen aber das Vorgehen der Franzosen und das Auftreten des württembergischen Königs erst im richtigen Licht. Hier- nach ist es wohl außer Zweifel, daß die beiden Häftlinge Braunau lebend nicht mehr verlassen hätten, wenn König Friedrich nicht in seiner bekannten nachdrucksollenen Art deren Sache zu seiner eigenen gemacht hätte. Es ist nicht ohne Interesse, den allemähigen Verlauf jener Vorgänge kurz in die Erinnerung zurückzurufen.

Am 17. August war Merkle, wie bereits erwähnt, verhaftet worden. Schon am 18. August berichtete der Kabinettsminister Graf Kortmann-Chrenfels dem König über diesen Vorfall auf Grund eines Eilberichts des Heilbronner Kreishauptmanns Geh. Rat von Bouvinghausen. Infolge sofortiger Anordnung des Königs hatte der Kreishauptmann sich „alsbald nach Nedarjulum zu verfügen, gegen dieses gewalttätige Verfahren bei dem anwesenden kommandierenden Offizier die nachdrücklichsten Vorstellungen zu machen und das bestimmte Ansinnen zu stellen, daß der verfügte militärische Arrest wieder aufgehoben und die gegen den Königlichen Unterthanen, Löwenwirth Merkle, stattfindenden Klagen bei seiner Obrigkeit vorgebracht werden, von welcher sodann die erforderliche Unterjuchung gegen ihn und dessen allenfallsige Verhaftung — wobei aber keine Einmischung von Seiten französischer Behörden zuzugestehen sei — werde verhängt werden." Gleichzeitig wurde das Kabinetts beauftragt, sowohl bei dem französischen Geschäftsträger in Stuttgart, wie auch bei dem französischen Kriegsminister über den Vorfall Beschwerde zu erheben; außerdem mußte auch der Königl. Gesandte in Paris dem Kaiser den Fall berichten. Am 20. August schon mußte das Kabinetts dem König aber nicht bloß melden, daß „die ernstlichen Vorstellungen des Kreishauptmanns gegen die Arretierung durchaus keinen Erfolg gehabt", sondern auch, daß der in Heilbronn lantonnierende General nun auch die Arretierung des Handelsmanns Link verlangt habe; der Kreishauptmann habe, „um der Arretierung und Unterjuchung der französischen Behörden vorzubeugen", diesem Verlangen entsprochen und die Unterjuchung der Sache, welche gleichfalls die Verbreitung der Schmähchrift gegen den Kaiser Napoleon zum Gegenstand habe, dem Königl. Oberamt übergeben. Aber schon am 21. August ließ bei dem Kabinetts der nachstehende Eilbericht des Kreishauptmanns ein: „Heute Nacht um 3 Uhr wurde der Handelsmann Link von Kaiserl. franzö. Militär aus dem oberamtlichen Arrest abgeholt und unter französischer Bedeckung abgeführt. Die Wache erzählt, man habe den Arrestanten in einen vor dem Rathaus haltenden, mit 4 Pferden bespannten Wagen gesetzt, welcher sodann, von 2 Chasseurs zu Pferd begleitet, abgefahren sei. Wohin? ist unbekannt, er scheint aber die Route nach Dettingen, Hall usw. genommen zu haben. Ich ermangle nicht, auch von dieser Gewalttätigkeit, bei welcher abermals alle kompetenten Königl. Behörden ganz übergegangen wurden, Ew. Königl. Majestät unterthänigste Anzeige zu machen..." Dieser Bericht wurde unverzüglich dem in seiner Sommerresidenz Ludwigsburg weilenden König vorgelegt, der durch die fortgesetzten Rücksichtslosigkeiten der französischen Offiziere und deren Eingriffe in seine Hoheitsrechte persönlich immer stärker sich gekränkt fühlte. Gleichzeitig erhielt der König auch die nun eingelaufene Antwort des französischen Kriegsministers und die des französischen Geschäftsträgers in Stuttgart. Von Aufwiegelung gegen die französischen Truppen und dergl. war hierin die Rede und statt der verlangten Freigabe des Link und Merkle wurde die Absicht des Vorgehens auch gegen zwei Stuttgarter Bürger, nämlich gegen den Schwager des Link, Kaufmann Caspar und dessen Freund, Kaufmann Schüle, angekündigt. Ein auf Verjüngung des Königs sofort erfolgtes Verhör derselben ergab aber alsbald die Grundlosigkeit der französischen Behauptungen. Und nun erhielt das Kabinetts vom König, datiert Ludwigsburg den 26. August 1806, den Auftrag, den Franzosen in einer von ihm selbst formulierten Weise zu antworten, die an Deutlichkeit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig ließ. „Es muß" — heißt es in dem Dekret des Königs — „in continenti und zwar in ernstlichen Ausdrücken geantwortet werden, um sowohl die Wiederanslieferung der beiden Königl. Unterthanen Merkle und Link zu verlangen, als die abgesehnen Ausstellungen der vermeintlichen Komplottierung und Aufwiegelung gegen die französischen Truppen so an das Licht zu stellen, wie sie solches verdienen. Auch enthält die Bemerkung wegen des Mangels an Uebereinstimmung einen geheimen Vorwurf, welcher wohl niemals unschicklicher angebracht werden konnte, als in einem Augenblick, wo man sich französischer Seits Ge-

waltthätigkeiten und völkerrechtliche Verletzungen erlaubt, welche bisher beispiellos waren. Es soll in der Antwort mit der Bemerkung geschlossen werden, daß die Mißhandlungen und Exzessen aller Art, die nun schon seit einer geraumen Zeit mitten im Frieden die Einwohner Württembergs schwer drückten, besonders aber die unerhörte Gewaltthätigkeit, so man sich durch eigenmächtige Gefangennehmung und Hinwegführung königlicher Unterthanen erlaubt habe, leicht die sonst gutmütige Stimmung des Volks verändern dürften."

Das entschiedene Auftreten des würt. Königs machte allmählich Eindruck bei den französischen Militärstellen und vermutlich auch bei Napoleon selbst. Schon am 2. September teilte der französische Geschäftsträger mit, daß Link demnächst zur Aburteilung durch würt. Gerichte werde ausgeliefert werden. Und am 11. September wurde in Braunau auch dem Merkle ein „Befehl von Seiten des Kaisers" eröffnet, wonach „Seine Maj. der Kaiser Napoleon, dessen Mißthätigkeit seiner Hofmat gleichet, den Einhalt der Vollziehung des durch die Militär-Kommission gefällten Todes-Urtheils gebilliget und was namentlich den Löwenwirth Merkle betrifft, selbst von der Strafe losgesprochen hat." In dem Befehl war zugleich angeordnet, „den Löwenwirth Merkle seiner Regierung überliefern zu lassen, um von seinem Landesfürsten die passende Strafe zu erhalten". Beide, Link und Merkle, bekamen eine vierwöchige Haft auf dem Hohenasperg zubüßend, worauf sie endlich wieder — freudig begrüßt — in ihre Heimat und zu ihrer Familie zurückkehren durften. Kaufmann Link wurde von der Stadt Heilbronn — zum Dank für seinen bewiesenen Patriotismus — (später 1822—1828) als Abgeordneter in den Landtag gewählt; er ist hochbetagt am 30. Dezember 1844 in Heilbronn gestorben. Sein Leidensgenosse Merkle hat nach seiner Entlassung nur noch 15 Jahre erlebt, er ist am 7. Oktober 1821 gestorben.

### „Diamantenfieber"

Ein heiteres Bild aus unserem alten Deutsch-Südwestafrika

Von G. W. A. Thiemann-Groeg

Binnen weniger Stunden besand sich ganz Windhof, die Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas, in heftiger Aufregung. Hoch im eigentlichen Stadtbezirk, in einem Flußbett unterhalb des Artilleriedepots, hatte man Diamanten gefunden. Die ersten Schürfselder waren von den glücklichen Findern bereits belegt.

Jetzt gab es kein Halten mehr. In den Gastzimmern der Hotels, in den großen Läden, in Privatwohnungen und Anwaltskanzleien wurde Schürfschiffahrt auf Schürfschiffahrt gegründet. Die selbständigen Einwohner Windhofs zogen mit Pferd und Wagen im Galopp hinaus, um ja nicht zu spät zu kommen. Überall in den Häusern, auf den Höfen und den Veranden war man an der Arbeit, vorläufige Schürfschiffahrt herzurichten und zu beschriften. Der nächste Morgen sah in weitem Umfange um die Stadt eifrige Menschen beim Belegen ihrer Felder; überall wurde genau vermessen und abgesteckt. An vielen Stellen tobte bereits wilder Streit zwischen den sonst so verträglichen Menschen, wenn der eine mit seinem Felde sich plötzlich auf dem bereits belegten Gebiete der Nachbarn befand oder beide zufällig das gleiche Gebiet von verschiedenen Seiten zu belegen begonnen hatten und nun mit ihren Ansprüchen aufeinanderstießen.

Überall standen die Gefährte, bei denen die Frauen für Familie und Hilfskräfte das Essen bereiteten, damit ja nicht durch zu lange Arbeitspausen Zeit verloren ginge. Allerlei Gerät zum Auswaschen der Diamanten, Siebe und Grabwerkzeuge, dazu große rollende Wasserfässer wurden herangeführt. Auch ich hatte selbstverständlich mitgemacht und obendrein meine Pferde und Geipanne gegen Beteiligung zur Verfügung gestellt. Mein Bankkonto war zur Aufnahme des Millionenjagens getüftelt.

Aber merkwürdig: Es wurden wohl noch einige Diamanten gefunden, aber immer nur auf der ersten Fundstelle und stufabwärts in dem durch die Bergfalte am Artilleriedepot führenden Trodenbachlauf. Im übrigen Gelände kein Stein, nicht einmal einer der üblichen Begleiter des Diamanten. Kleinlaut wurden die Schürfer, Kleinlaut die Aktionäre der neuen Schürfschiffarten, bis sich die ganze Sache in einem süßlauten Klengelächter löste, das die ganze Herrlichkeit und alle Millionenträume mit einem Schlag begrub. Und das kam so:

Mitten in der Stadt lag seit Anfang der neunziger Jahre der Photograph Fritz, ein Meister seines Faches, dessen berufliche Fähigkeiten nur noch von seinem Durst und einem ungeheuren Gleichmut übertroffen wurden. Diese letztere Eigenschaft war bei ihm derart ausgebildet, daß ihn nicht einmal der ringsum tobende Diamantenrummel näher berührte. Erst als alle Bekannten und Freunde vom Fieber erfaßt waren, bequeme er sich schließlich auch einmal zu den lüdnigen Feldern am Artilleriedepot und sah einen der Steine.

Da wurden seine Augen groß. Sinnend überblickte er den Berggraben und die kleine Trodenbachschlucht, dann machte er ohne einen Ton zu sagen lehrte und begab sich zum Bergamt. Hier sah er die übrig gefundenen und abgelieferten Steine. Seine Ahnung befähigte sich: Alle diese Steine waren früher in seinem Besitz gewesen und von ihm achtlos fortgeworfen worden.

Im Jahre 1896 hatte Deutschland in Berlin eine große Kolonialausstellung veranstaltet, um den kolonialen Gedankens in die breiten Schichten des Volkes zu tragen. Hier wurden unter anderem Bildsammlungen der verschiedenen Schutzgebiete gezeigt und durch Vorträge erläutert.

Auch das Gouvernment von Südwestafrika hatte Bildserien aus sämtlichen Teilen des Landes zusammenzustellen und den Photographen Fritz beauftragt, die weniger bekannten Küsten- und Flußgebiete zu bereisen und Aufnahmen zu machen. So war er zu Schiff auch nach dem Hafen Lüderichs gefahren, um von hier aus weite Touren in die Namibwüste und längs der Küste zu machen.

Bei einer Raft am Bogenfels, einem charakteristischen Felsgebilde der Küste — mitten im späteren reichen Dia-



mantelgebiet — fand er hinter Klippenbänken große Anordnungen wunderbarer glänzender achtföhriger Kristalle, die ihm so gefielen, daß er eine mitgeführte Zigarrenkiste mit den Steinen füllte. In Windhul angelangt, hatte er so viel mit der Fertigstellung seiner Bilder zu tun, daß er die Steine ganz vergaß.

Er hauste damals in einem Blechhause auf einer kleinen Höhe vor Windhul, derselben Höhe, auf der jetzt das Artilleriedepot stand.

Nach Ablieferung der Bilder bekam er einen neuen Auftrag, die Fluß- und Grenzgebiete des Nordens im Bilde festzuhalten. Die Zeit drängte, so mußte die Reise mit einer schnellen Pferdekarre gemacht werden. Das zwang ihn, das Gepäck auf das mindeste zu beschränken und alles übrige zurückzulassen.

Bei der Sichtung seiner Habe wurde eines Ueberflüssigen aussortiert. Da stieß Fritz in der Tiefe eines Tropenkoffers auch auf die Kiste mit den Kristallen. . . Schön waren sie ja, sicher. Aber 50 gute Zigarren wären ihm lieber gewesen. Sollte er nun das glühende Gestein noch länger aufbewahren? Er hatte ja die großen Mengen von Steinen dort unten am Meere gesehen und konnte schließlich bei einer späteren Reise wieder einmal Kristalle sammeln, während sie jetzt unnötigen Platz beanspruchten und die Karre belasteten.

Also: der erste Gedanke ist der beste: Auf das Fenster und — in weitem Bogen flog der Inhalt der Zigarrenkiste hinaus, den Berghang hinunter in Richtung des kleinen Trockenbaches —, an dem jetzt die einzigen fündigen Schürffelder lagen.

Nicht einmal die riesigen Diamantenfunde im Küstengebiet, besonders am Bogenfels, die Hindern und Regierung so große Reichtümer in den Schoß warfen, brachten Fritz auf den Gedanken, daß er schon dreizehn Jahre vorher diese Schätze gefunden und achtlos zum Fenster hinausgeworfen hatte.

Erst jetzt beim Anblick der gefundenen Diamanten erinnerte er sich seiner Zigarrenkiste mit den hübschen Steinchen.

Wie ein Lauffeuer flog die ernüchternde Kunde durch die aufgeregte Stadt und machte allen Träumen von unverhofftem Reichtum ein jähes Ende. Mit verlegenen Lächeln fanden sich die vielen Schürfer abends vor Dunkelwerden draußen auf den Feldern zusammen und entfernten die mit so viel Schweiß und Hoffnungen errichteten Schürfpfähle wieder.

## Kleindeutschland des Fernostens

Besuch im Badeort Tjingtau  
Von B. Heise-Neuyork

Dort, wo die Schantung-Halbinsel wie eine dicke Fingerspitze auf das japanische Korea deutet, laufen die östlichen Interessen vieler Nationen zusammen. Ganz an der Spitze des Fingers liegt das britische Weihaiwei, um das Ende ein wenig nach Norden Tschifu, wo stets ein oder zwei amerikanische Schiffe zu finden sind, und einige Duzend Meilen weiter südlich an der lieblichsten Küste die Stadt Tjingtau, einst das „Kleindeutschland des Fernostens“, dann jahrelang der asiatische Jantappel.

Im November 1914 hatte Japan den Deutschen Tjingtau abgenommen, und als es nach dem Abkommen von Washington an China zurückfiel, das dieses Land besessen, seit die Mingkaiser vor 1500 Jahren die Seeräuber vertrieben, gereichte es China zur großen Befriedigung, denn Tjingtau ist die Riviera der chinesischen Küste.

Dieser an sich dehnbare Begriff ist nicht einmal schlecht angebracht, denn die Gegend um Tjingtau, die schöne Bucht Kiautschau, das purpurfarne Laoschan-Gebirge im Hintergrund und die waldumräumte Felsenküste — dieses ganze Bild trägt weit mehr ein europäisches als ein asiatisches Gepräge. Es erinnert an deutsche Hansastädte am Baltischen Meere, an Stellen des Christiantiasfjords in Norwegen, ja selbst an die felsige Küste Neu-Englands.

Dieses Tjingtau, heute internationaler Badeort, hat eine ungewöhnliche Geschichte. Die späteren Einzelheiten dieser Geschichte sind bekannt: wie die Deutschen hier 1897 landeten und diesen Schritt mit dem Schicksal zweier deutscher Missionare begründeten, und wie die Chinesen in eine Verpachtung der Bucht von Kiautschau auf 99 Jahre an die Deutschen einwilligten und der sehr wirksame Kolonisierungsprozeß Deutschlands sofort begann.

Doch niemand, der Tjingtau nicht gesehen, kann sich auch im entferntesten vorstellen, wie wirksam dieser Prozeß war. Europa selbst ließ sich plötzlich hier an der Schantung-Halbinsel nieder, und nach einem Jahrzehnt waren das einzige Chinesische in Tjingtau nur noch der Name und die Altanen, die dort wohnten. In der Tat gibt es in der ganzen Welt kaum ein bemerkenswerteres Beispiel von Kolonisation, besonders wenn man die Tatsache berücksichtigt, daß die deutsche Besetzung nur 17 Jahre dauerte. Allein in diesem Zeitraum wurden Dinge vollbracht, die noch heute an die Wunder von Tausend und einer Nacht erinnern.

Fast über Nacht wurde der ganze Wohnbezirk der Stadt deutsch. Prachtvolle Regierungsgebäude wuchsen wie mit Zauberstab aus dem Boden. Dauerhaft gebaute Landstraßen wanden sich meilenweit nach allen Richtungen, und am Strande, der ganz an eine Promenade am Mittelmeer erinnert, entstanden große Hotels, Klubhäuser und Paläste, sobald wirksame deutsche Leitung das Werk von Tausenden chinesischer Kulis in die Hand nahm.

In wenigen Jahren war Tjingtau in der Tat ein Kleindeutschland im Fernosten geworden. Und wenn ich noch vor kurzem unter Bäumen am Abhang aus meinem Fenster blickte, sah ich bis zum fernen Meer nichts, das auch nur im geringsten an den Osten gemahnte. Ueberall rote Dächer auf dunkelbraunen Häusern von ausgesprochen deutscher Zeichnung und Bauart. Ich sah Türme und mit Bäumen bepflanzte Straßen genau wie in Lübeck oder Bremen.

Die ganze Atmosphäre mutete deutsch an. Und doch war Tjingtau schon seit 19 Jahren nicht mehr deutsch, denn Japaner und Chinesen hatten es in Händen. Allein wie an anderen Orten baute Deutschland auch hier nicht für einen Tag. Reiz, nur siebzehn Jahre europäischen Wirkens

gaben hier in Tjingtau nordischer Energie und Tatkraft ein Denkmal gesetzt, das wahrscheinlich ein Jahrhundert asiatischer Trägheit nicht untergraben wird.

In dem eindrucksvollen Verwaltungsgebäude, das die Deutschen in kurzer Zeit erbauten, sitzen heute lüchlich bezahlte chinesische Beamte. Sonst scheint dieser Prachtbau unverändert. Majestätisch steht er auf der Höhe und überblickt die schöne Bucht von Kiautschau. Von Fern umwachsen, ein Granitbau, massiv und dauerhaft wie der Kölner Dom, wirkt er hier im Fernosten als ein Denkmal deutscher Rührigkeit.

So ist denn Tjingtau, die chinesische Riviera, in seinen Hauptzügen noch immer deutsch, obwohl Deutschland offiziell den Fernosten verlassen hat.

Aber die Deutschen blieben, und die besseren Läden, Cafés und Gasthäuser Tjingtaus sind noch heute in deutschem Besitz, wie sie es vor 1914 waren. Die Chinesen zeigen ihnen keine Feindseligkeit.

Mit keiner Bevölkerung aller Rassen und Nationen ist Tjingtau in der Tat ein friedlicher Ort. Es ist fast international wie Schanghai, wenn auch in kleineren Ausmaßen, und von allen Teilen der chinesischen Küste, von Peking, Hantau, Kanton und den anderen Binnenstädten eilen die Menschen in den heißen Monaten Juli und August nach Tjingtau.

Am weiten, ebenen Badestrande herrscht hier nachmittags fast ein Treiben wie in Deauville oder am Lido. Die Landschaft hat etwas Liebliches, das sich mit der Bucht von Neapel vergleichen läßt. Weiter vom Strande zurück und unter Bäumen steht ein großes Hotel mit geräumiger Terrasse, auf der während des Sommers nachmittags und abends ein Orchester spielt.

Ein Sommer in Schanghai ist ein Erlebnis, das man nicht leicht vergißt. Und Tjingtau ist Schanghais sommerlicher Ausflugsort. Fast täglich verkehren hier Dampfer aller Flaggen. Die Fahrt dauert vierzig Stunden. Hat man den moralischen Jangtse-Kiang erst einmal hinter sich, so wird die Luft so erfrischend kühl, wie man sie in Schanghai nicht kennt. So findet denn von Juli ab bis zum Herbst eine große Völkermigration statt von Schanghai, selbst von Hongkong nach Tjingtau.

An der chinesischen Küste kommen die Sommerwinde meist von Süden. An der ganzen südlichen Seite der Schantung-Halbinsel, der chinesischen Riviera, weht der Seewind Tag und Nacht niemals aus, und an der Spitze von Weihaiwei, das ebenio britisch ist wie Tjingtau deutsch, sind die Winde, vom Stillen Ozean über das Gelbe Meer kommend, sogar noch stärker. Im Winter gleicht das Klima dem der Mittelmeerküste noch mehr, denn der langgestreckte Kamus des Laoschan-Gebirges hält die Nordwinde ab und macht die sanft abfallende Südküste der Schantung-Halbinsel zu einer milden, heiteren Gegend.

## Geduld

Um die Hügel dampft ein Regen,  
Nüchtern steigt der Feuerrauch,  
Wart geduldig auf den Segen,  
Alles hat hier seinen Brauch.

Alles braucht hier, aus dem Grunde  
Aufzuwachen, Jahr und Stunde,  
Bis ein später Baum dann regt  
Das Haupt im Blau und Früchte trägt.

Wilhelm Schullen.

## Ein Waldgeispent?

Der Hirsch im Schutze des neuen Jagdgesetzes

Von Forstmeister Alexander Schmoa.

„Der Feisthirsch ist das Waldgeispent,  
Das Da nur ahnt und niemals kennt!  
Denn, wo er geht, da steht er nicht,  
Und wo er steht, da geht er nicht  
Und ist nur hoch bei Sternensicht!“

Schauer rannen uns jungen Jägern kurz nach der Jahrhundertwende über den Rücken, wenn alte Jäger mit erhobenem Feigefinger obige Verse zitierten! Und jahrelang haben wir es selbst geglaubt! Denn so eifrig wir — damals kam auch noch ein Jungjäger einmal an einen freigegebenen Hirsch —, so eifrig wir lange vor Tau und Tage und bis in die Ahnensucht rund um die verdächtigen Dämonen kredzten, Tag für Tag, wir bekamen den Edlen wirklich nie oder kaum zu Gesicht. Als dann im Laufe der Zeiten aus uns Jungjägern Waldmänner wurden, da erkannten wir, warum der Feisthirsch zum Waldgeispent geworden war: Wo der Knochenhunger umging und Mode und Geldsach hinz und Kunz zur Hirschjagd verführten, in einer Zeit, da es sicherlich mehr Jäger, als jagdbare Hirsche gab, konnten eigentlich nur sehr harmlose Gemüter erstaunt darüber sein, daß die Herrn Hirsche sich alle Mühe gaben, den sogenannten Herren der Schöpfung im großen Bogen aus dem Wege zu gehen, so weit es sich nur irgend machen ließ!

So lange die Kolbengeweihe noch weich sind, hat der Hirsch auf der einen Seite allen Anlaß, vieles Antöhen damit an Aeste und Aehnliches zu vermeiden, also raume Orte aufzusuchen, andererseits an seinen Panzen zu denken.

Wurde aus den deutschen Wäldern durch eine verkehrte Forstwirtschaft der letzten Jahrhunderte eine ideenreiche Holzschuchantast mit geringer Nutzungsmöglichkeit für alles Wild, so mußte dieses notgedrungen mehr auf die Felder hinausdrängen, auf denen alle Herrlichkeiten für ein Hirschgehege: Hafer, Klee, Luzerne, Serabellia, Rüben, Kartoffeln in Fülle billig für den zu haben sind, der sich dabei nicht erwischen läßt. Und da sehr bald an den Feldkanten allerorts feuerpeiende Löcher und blitzgehende Kieienkarkassen entstanden, lernten die Hirsche vielfach rascher, als die Jäger ahnten, nur im Schutze völliger Dunkelheit sich aus der Dedung zu wagen. Das wieder führte dazu, daß die Hirsche ihr Standquartier in der Feistzeit dahin verlegten, wo es niemand vermutete: in winzige Borshölzer, verfallene Wälderlöcher mitten im Felde, verwachsene Sandgruben, verwitterte Weidenheger, ja selbst in große Getreidebreiten. Von da bis zur nächsten Nutzungsstelle war es nicht weit. Und um die Stunde finsterster Mitternacht wurde dann einmal ein Summel gemacht in die benachbarten Wälder. Nur so zu Verdaunungszwecken, denn die Hirsche sind in der Feistzeit fündigst laut; auch zu Suhlgeweden. Und Abend für Abend und Morgen für Morgen schleichen und lauern mit Klappernden Föhnen rings an den Grenzen die wilden Jäger. Und wenn sie nach 9 Uhr abspüren, dann finden sie irgendwo die Fährte „Ihres“ Hirschens und geloben sich, beim nächsten Male noch früher oder noch später zur Stelle zu sein. Mit dem Enderfolg, daß der Hirsch feststellt, daß „sein“ Jäger wieder einmal da herumgekrebt habe, weshalb für die nächste Zeit diese Gegend zu meiden sei.

So vergnügten, beziehungsweise ärgerten sich jahrzehntelange Hirsche und Jäger mit einander herum, bis entweder der Jäger den Hirsch doch einmal erwischte oder der Klügere, in diesem Falle der Hirsch, nachgab und sich an einen „anderen Ort“ begab.

Das hört nun auf! Das neue Jagdgesetz, das den Abschuh von Schalenwild für jeden Wildheger genau vorschreibt, wird sich zum Segen der Hirsche auswirken und sie aus Nachtgeispentern zu Dämmerungs- wenn nicht gar zu Taggeispentern machen. Denn, wo der Hirsch noch nicht andauernd verfolgt wurde, da war er durchaus kein so geheimnisvolles Geispent.

Entfällt für den einen Jäger die Sorge, jem Nachbar ohne mehr Hirsche totschießen, als er selbst, wird er es sich überlegen, ob er jeden Morgen vor Tau und Tage aus dem warmen Bette kriechen und im wilden Walde herumtoben soll. Der andere Jäger, der Schußneid und Schießwut nicht kennt, der weiß auch so Bescheid. Der weiß auch, daß man mit vielem Herumgetrauche um die Schummerstände an den Feldrändern und um die Einstände sich nach und nach jeden besseren Hirsch aus dem Revier hinausgraulen kann. Drum legt dieser sich bei Zeiten auf einen geeigneten Hochsitz, beobachtet mit Genuß und schleicht sich nach Hauie, wenn und wo er nicht mehr hören kann.

Gewiß, schießen will letzten Endes fast jeder Jäger einmal. Nicht für die Nachbarn allein will er „vide“ Hirsche züchten. Aber wer erst einmal ein bis zwei Duzend leidlicher bis guter Geweihe an den Wänden hängen hat, der kann auch gelegentlich einen besseren Hirsch lebend vor sich sehen, ohne daß es ihn gleich im Drüdenfinger judt. Das sind die stillen Genießer. Sie trinken sich mit den Augen satt und prüfen und wählen. Oft so lange, bis es für den betreffenden Hirsch und das Jahr zu spät ist. Aber dann sind sie auch noch nicht böse, sondern lagen: „Auf Wiedersehen im nächsten Jahr!“

Und die Herren Knochen- und Fleischjäger werden ja wohl ein Haar im neuen Jagdgesetz gefunden haben und die Finger von jeder Jagdausübung lassen. Denn kurz und bündig und nicht gerade sanft sind die Strafbestimmungen. Das Ernten nach Belieben auf Nachbarns Kolten ist nun vorbei. Drum werden wir auch wieder Geweihe und Gehörne zu sehen bekommen, die sich lohnen Stärke, Länge, Vielendigkeit, Schwere des Kopfschmuds konnten sich nur in Ausnahmefällen befriedigend gestolten, solange jeder Hirschjüngling von irgendeinem Angreifer als willkommenes Beute betrachtet werden konnte. Nur der vollreife Hirsch und Bod trägt den bestmöglichen Kopfschmud. Jahrzehntelange Auslese gerade der erbtüchtigsten Vätertiere, oft noch vor oder im Beginn der Fortpflanzungszeit, nur aus Angst, der Nachbar könnte ernten, wo man selbst auch meist kaum geist hatte, mußte sich in einer Verdrückterung von Kopfschmud und Kasse auswirken. Denn diese Auslese war das Gegenteil von der naturgewollten. In freier Natur kommt zur Fortpflanzung nur das Vätertier, das den Unilden der Witterung, dem Großraubwild und der Konkurrenz aus der eigenen Gattung am besten widerstehen kann, also das auf der Höhe der Kraft Lebende. Bei den ersten Anzeichen von Alterschwäche wird es erbarmungslos vom nächststärkeren Tiere abgeschlagen. Das allein ist der Sinn der Brunnstämpfe. Alles Schwächliche, Kränkliche nimmt die Natur durch ihre Elemente oder das Raubwild hinweg. Das ist in erster Linie der Sinn des Raubwildes. Wo nun der Mensch die natürlichen Feinde des Wildes austrotete, muß er, soweit es Menschen möglich ist, die Rolle des Raubwildes übernehmen. Darüber hinaus darf er als Heger des Wildes vom Vollreifen sich das eine oder andere Stück holen, wenn es den Pflichten der Fortpflanzung ausreichend nachgekommen ist. Wahlos abzuschleusen ist Raubwild an Naturschätzen.

Das neue Jagdgesetz hat den Hirschen im Besonderen Schutengel geschaffen in Gestalt der Kreisjägerei. Wer früher die Hirsch auf Bod und Hirsch aus dem Vollen genost, der wird sich heute damit begnügen müssen, diese freudigen reedöfelleise zu genießen. Das mag manchem nicht passen, dem Wilde wird es gut bekommen.

Und wenn nun niemand mehr Angst zu haben braucht, daß der „böse Nachbar“ ihm die Hirsche vor der Nase wegschießt, dann braucht er auch nicht mehr hinter den Hirschen her zu sein, wie der Teufel hinter der armen Seele. Dann wird auch im Laufe der Zeit der Feisthirsch einen Teil seiner natürlichen Gewohnheiten ablegen. Das wiederum wird ein genaueres Ansprechen des Einzelstüdes, also eine bessere Auslese ermöglichen. Und wir werden dann unierten Kindern und Enkeln erzählen:

Der Feisthirsch als Gemütsathlet  
Auch mal bei Tag im Felde steht;  
Wenn Ruhe, Kegung im Revier,  
Dann bleibt er auch — vielleicht — bei Dir!“

**Der gute Kern,  
der Kern aus Röstmalz  
im Kathreiner-der machts!**

### Jagdrevell in der alten Zeit

In der vielgerühmten guten alten Zeit stand das Jagdrecht als etwas Geheiligttes allein dem Gebietsherren zu, so noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch in Württemberg. König Friedrich hielt viel auf die Jagd; er hatte aber wohl keine Ahnung von dem Mißbrauch, den seine Untergebenen mit des Jagdherren ungemessener Jagdlust trieben. Dieser hatte die Gewohnheit, kurz vor der Ernte, wenn das schon ausgemahlene Getreide Haken, Rebhühnern und anderen Tieren der niederen Jagd zum Schlupfwinkel dient, mit einem Gefolge von oft 60 bis 80 Personen auf den Feldern zu jagen und Hunde, Jäger, Läufer tief in die hohen Felder hineinzuschicken, wobei es nicht gar selten vorkam, daß mit einem großen Jagdwagen in diese eingefahren und so in wenigen Minuten ein erheblicher Teil des Ackerertrags unter den Rädern zermalmt wurde. Man tröstete sich mit der Hoffnung, das Niedergetretene oder Niedergefahrenen werde auf dem Boden schon vollends ausreifen. Das alles sahen die Bauern mit Bitterkeit und kamen schließlich auf den Gedanken, der Schaden werde mindestens geringer sein, wenn sie sämtliches Korn vor der Jagd noch etwas unreif einheimsten, als wenn sie einen so großen Teil des reifen durch Menschen und Kasse zertreten ließen. So schnitten sie es denn noch nicht völlig gereift, wurden aber deshalb vom Forstamt als Jagdfreier zur Strafe gezogen. Nun schlugen sie den Ausweg ein, ihre unreife Ernte bei Nacht zu schneiden, aber auch nachts gingen die Jagdhüter umher und schrieben diejenigen auf, die ihr noch ungezeigtes Eigentum gegen Vernichtung zu schützen, zu der Vorhut des Diebes zu schreiten, nicht verächtlich hatten, und sie wurden abermals mit Buße belegt für — den Jagdrevell. Die spätere Gesetzgebung machte diesen verkehrten Rechtsbegriffen ein Ende. G. Str.

### Der Weiffendiebstahl

Von Wilhelm Balzer

„Herr Borkheer“, sagte der Knecht Heinrich Ortmann, „meine Pfeife ist weggekommen; Sie kennen sie ja auch, die halblange mit dem Majerkopf.“  
 „Sucht sie etwa bei mir?“ lacht der Schulte.  
 „Ach was, vorgestern hab' ich noch in der Mittagsstunde beim Deuen eine Pfeife voll geraucht; und seit der Zeit ist sie weg!“  
 „Wirst sie unterm Busch liegen gelassen haben!“  
 „Möglich, aber vor einer Stunde habe ich sie bei Eurem Knecht gesehen.“  
 „Da soll doch... Ein Spitzbub in meinem Hause!“  
 „Das hab' ich ihm auch gesagt, er aber hat mich ausgelacht, die Pfeife sei sein jetzt Jahr und Tag, da müsse ich schon zu den Gerichten gehen, wenn ich sie ihm abrichten wolle.“  
 „Und da kommst zu mir?“  
 „Was soll ich bei den gelehrten Herren! Die kennen mich nicht und Euren Knecht; nicht und auch meine Pfeife nicht; da wollt ich Euch bitten, daß Ihr sagt, wie's ist!“  
 Der Schulte ging einige Male im Zimmer auf und ab. Er war gewohnt, kleine Streitigkeiten der Bauern zu schlichten; da hielten sie ihre Falter im Beutel und trugen sie nicht in endlosen Prozessen in die Stadt.  
 „Holt mir einmal den Josef!“ rief er durch die Tür.  
 Bald stand der Knecht vor ihm. Da er den Ortmann sah, mußte er gleich, was die Glocke geschlagen hatte. Also schaukelte er den Beleidigten und ging gleich zum Angriff über: „Die Pfeife habe ich von meinem Vater geerbt und der Ortmann sagt, daß sie sein wäre!“  
 „Weißt sie mit einmal!“ bat der Schulte.  
 Der Knecht zog sie hervor. Der Bauer wandte sie hin und her. Es war ein Majerkopf, wie ihn jeder Händler feilbot.  
 „Hast ein Zeichen daran?“ wandte sich der Schulte an den Ortmann.  
 „Ein besonder Zeichen?“ wunderte der sich. „Ne, 's ist halt die meine; ich kenne sie aus Hunderten heraus, gerade wie meine Senje; da könnt Ihr mir die Augen verbinden und mir eine in die Hand geben, und ich will nur einen Strich damit tun und sagen, ob's die meine ist oder nicht!“  
 Der Schulte lächelte, er kannte den Ortmann. Aber seinen eigenen Knecht, den kannte er nicht so gut. Der war ein Ortsfremder und erst seit einem halben Jahr bei ihm in Diensten.  
 „Und du?“ wandte er sich an diesen.  
 „Ich müßt auch kein Zeichen, aber meine W's!“

„Dann weiß ich mir auch keinen Rat“, meinte der Schulte bedenklich und überlegend.  
 „Gib mir derweilen einen Kopf voll Tabak!“ bat er dann seinen Knecht.  
 Der holte sein Päckchen hervor, griff hinein und reichte dem Bauern eine Handvoll.  
 Der Schulte stopfte damit die Pfeife sorgfältig, zündete sie an und tat einige Züge — „Schlechten Tabak hast Du aber“, schimpfte er dann und schlug die Pfeife aus.  
 Sah den Ortmann an: „Da, gib Du mir eine Pfeife voll von dem Deinen!“  
 Der Knecht zog seine Schweinsblase aus der Tasche, griff mit der Faust hinein, ersüßte die notwendige Menge und reichte sie dem Schulte.  
 Der Schulte hielt die Handvoll über dem Majerkopf und schob und stopfte den Tabak mit dem Daumen der anderen Hand in die Pfeife. Machte Feuer und tat ein paar mächtige Züge. Sah die beiden Knechte an, die ihn erwartungsvoll anschauten und nicht wußten, wo die Sache hinausstie, gar listig und schalkhaft an. Dann nahm er die Pfeife aus dem Mund. „Da Ortmann“, sagte er dann, „nun rauch Du weiter; sie ist Dein!“

„Und Du“, wetteerte er seinen Knecht an, „wolltest Dich großtun und behaupten, Du rauchtest die Pfeife schon seit Jahr und Tag! Du wußtest ja nicht einmal die gehörige Menge Tabak zu fassen, den Kopf damit zu füllen, kaum dreiviertel voll wurde er! Der Ortmann aber, der hat's vom jahrelangen Stopfen her im Griff; nicht ein Blättlein zu viel, nicht eins zu wenig gab er, bis an den Rand füllte ich den Kopf. Und somit hat sich's ausgewiesen, wer die Pfeife kannte und wußte, was ihr Kopf saß!“ Belächelt lächlich der kleine Spitzbub von dannen. Er wagte keine Widerrede. Die Beweisführung hatte ihm den Atem genommen.

Heinrich Ortmann aber hielt sein wiedergewonnenes Eigentum wie eine Siegestrophäe in der Faust: „Ha also“, sagte er, „ich werd doch meine Pfeife kennen!“

Und ging und rauchte in dem beglückenden Gefühl eines Kriegers, der aus einer Schlacht heimkehrt.

### Buntes Allerlei

#### Fünf Jahre Fußmarsch

Er ist nunmehr etwa fünf Jahre unterwegs, der brave Chinese Gionghiangpin, der einst auszog, das Grad seines Vaters aufzujuchen. Die Reise begann in Kanton, wo dieser pietätvolle Sohn seinen Wohnsitz hat. Nicht weniger als sechzehn Freunde gaben ihm das Geleit. Aber sie hielten es nicht bei ihm aus. Nach und nach verließen sie sich. Denn die Reise war wirklich recht weit. Liegt doch der alte Chinese im peruanischen Orte Lima begraben. Die Wanderschaft führte dementsprechend über Kalifornien, Panama, Kolumbien und Ecuador. Als Giong in Lima einmarschierte, war er allein. Die Begleiter hatten sich in alle Winde zerstreut. Er hat es trotzdem nicht aufgegeben, seine Reise fortzusetzen. Er überquerte die Anden. Er erreichte die Küste von Brasilien. Das Schiff brachte ihn nach London. Nun will der getreue Sohn des toten Chinesen weiter wandern. Und zwar geradelt er Europa und Asien mit dem Wanderstabe zu durchmessen.

#### Eine tröstliche Statistik

Das „Hilfskomitee zur Verringerung der Weltnot“ — eine sich eng an die Heerarmee anschließende Institution — veröffentlicht für das vergangene Jahr folgende Statistik: Im Jahre 1933 starben den Hungertod in der ganzen Welt rund 2 400 000 Menschen. In der gleichen Zeit endeten durch Selbstmord infolge Not rund 1 220 000 Menschen. An Lebensmitteln wurden vernichtet, „um die Preise stabil zu halten“, Getreide 568 000 Wagon, Reis 144 000 Wagon, Kaffee 267 000 Sad, Zucker 2 560 000 Kilogramm, Butter wurden 423 000 Wagon Getreide. An Fleisch wurden vernichtet beim dem Verderben preisgegeben: in Form von Konjekten 560 000 Zentner, in frischem Zustand 1 450 000 Kilogramm. Das Hilfskomitee hat berechnet, daß man mit den vernichteten Lebensmitteln ungefähr 67 Prozent der Bevölkerung hätte retten können.

#### Mathematik als Lebensinhalt

Ein großer Mathematiker hat einmal gesagt, das Leben sei nur dazu da, um Mathematik zu treiben und zu lehren. Die Biographien großer Mathematiker zeigen uns, daß es wirklich Menschen gab, deren Lebenslage nur mit dieser Beschäftigung ausgefüllt schien. Leonhard Euler hat ein 21 000 Seiten langes mathematisches Riesenwerk hinterlassen und die Sphäre dieser Wissenschaft so köstlich

empfunnen, daß er um ihretwillen sein Augenlicht ließ. Er soll übrigens die Zitas nicht nur auswendig gefonnt, sondern auch umgekehrt von Ende bis zu Anfang alle Verse gewußt haben. Als Karl Friedrich Gauß elf Jahre alt war, erklärte sein Lehrer, ihm in der Mathematik nichts mehr beibringen zu können. Der Achtzehnjährige fand die Konstruktion des Siebzehneckes. Der bedeutende Mathematiker J. Jakob ärgerte sich ständig darüber, daß sein Bruder, der Erfinder der Galoanoplastik, in Laienkreisen immer als der größere Mann angesehen wurde, und als man ihn eines Tage fragte: „Sind Sie vielleicht der Bruder des berühmten Jakobi?“ antwortete er: „Nein, er ist mein Bruder.“

#### Knechtboten

##### „Rei schlecht!“

General Karl, Kommandeur der 9. bayerischen Ersatz-Brigade, was war das für ein Offizier! Da hätte einer schlecht drüber reden sollen, Bruder, das hält' ihm was eingetragen. Nicht, daß er gemeldet worden wäre, das nicht, aber verbrochen hätten sie ihn, und das gehörig. Ich kann mich auch nicht erinnern, daß einer nur was Unrechtes über ihn gesagt hätte.

Einmal kam der General ganz unvermutet in die Stellung zwischen dem Fensterberg und dem Schürberg in den Vogesen. Da lag Landsturm, und die Posten hatten strengen Befehl, sich nie anzudecken, auch wenn sie von hinten angesprochen werden sollten.

General Karl bleibt plötzlich hinter einem Felsen und räuspert sich. — Nichts rührt sich.

Er: „Guten Morgen, Kamerad!“  
 Der Posten: „Gut Moig'n!“ — Sonst nichts.

Der General ruft: „Wie unfreundlich“, denkt er.  
 „Na, wie schau ich denn aus?“

Es dauert eine Weile, der Landsturmann scheint zu überlegen.

Da dreht er sich ganz langsam um, schaut dem General kreuzherzig ins Gesicht und meint gemächlich: „Rei schlecht, Herr General!“

##### Nur nicht drängeln!

Nach der Schlacht bei Tannenberg mußten gefangene russische Offiziere wegen Waggonmangel in Abteilungen vierter Klasse untergebracht werden. Als sie sich beschwerten, antwortete der leitende deutsche Offizier höflich: „Ja, meine Herren, Sie müssen schon entschuldigen, aber auf einen solchen Andrang waren wir nicht vorbereitet.“

### Büchertisch

#### Meisterin der Hauswirtschaft

Der Titel „Meisterin“ dokumentiert die volkswirtschaftliche Bedeutung des Hausfrauenberufes, der als solcher klar herausgestellt wird und zu dessen Ausübung nicht nur angeborene Fähigkeiten, sondern vor allem auch eine intensive und gründliche Schulung erforderlich sind. Folgende Richtlinien enthalten die Aufgabengebiete, welche während der Auszubildungszeit durchgearbeitet werden müssen:

1. Ernährungs- und Nahrungsmittelkunde und ihre praktische Anwendung bei der Zubereitung und Zusammenstellung von Mahlzeiten, unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschaftlichkeit und Arbeitstechnik, einschließlich der Kranken- und Kinderkost, Restverwertung und dergl.
2. Pflege von Wohnung und Hausrat, also alle Reinigungsarbeiten einschließlich Waschen und Wännen unter besonderer Berücksichtigung der chemischen Vorgänge. Dieser Unterricht ist für die sparsame Wirtschaftsführung von hervorragender Bedeutung. Hier werden u. a. auch zeit- und kraftsparende Arbeitsmethoden gelehrt.
3. Nadelarbeiten, verbunden mit Materialkunde. Die praktischen Arbeiten umfassen die Anfertigung einfacher Wäsche, die Herstellung von einfachen Schnittmustern und alle Arten von Ausbesserungsarbeiten an den verschiedenartigsten Stoffen und Geweben.
4. Säuglingspflege und Gesundheitslehre. Bei diesen Fächern liegt das Schwergewicht bei der praktischen Auswertung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse unserer Zeit.
5. Erziehungslehre. Hier gilt es, sich mit den Erziehungsproblemen auseinanderzusetzen und daraus die praktische Anwendung zu ziehen.
6. Staatsbürgerkunde, Berufslehre und Sozialversicherung. Der Unterricht in diesen Fächern vermittelt einen Überblick über die mannigfachen sozialen Einrichtungen unseres Volkes und gibt insbesondere Aufschluß über die Pflichten und Rechte der Hausfrau als Arbeitgebende.

\*) Aus dem jeden erscheinenden Septemberheft der Monatszeitschrift „Neue Hauswirtschaft“, herausgegeben von Lotte Weitzel, Stuttgart. Weitere Probehefte kostenlos von K. Thienemanns Verlag, Stuttgart S.

Druck und Verlag: W. Niefer'sche Buchdruckerei in Altensteig. Hauptverteilung: L. Lauf, Anzeigenleitung: Gust. Wöhrlich, Altensteig, D. A. d. L. R.: 2100

*Wie wird man glücklich?*

Täglich einen der „Diener der Gesundheit“ trinken!

Imnauer Apollo-Sprudel  
 Teinacher Hirschquelle  
 und Sprudel  
 Remstal-Sprudel Beinstein

halten Magen, Darm und Nieren in Ordnung, machen gesund und damit glücklich um nur wenige Pfennige am Tage.

Überall zu haben.  
 Vertreter:  
 M. Hartmann, Mineralwasser- und Biergroßhdlg., Altensteig, Tel. 332.

### Ihre Druckfachen gehen zu Ende

viele, was noch lagert, ist veraltet und wird neu zu ergänzen sein. Bei Bedarf wenden Sie sich an die

### W. Niefer'sche Buchdruckerei, Altensteig

die sich zur Anfertigung aller Druckarbeiten von der einfachsten Postkarte bis zum mehrfarbigen, umfangreichen Katalog bestens empfiehlt.

### Spar-Sbleistifte

(Drebstifte mit Minen)

empfehlen in allen Qualitäten und Preislagen die

### Buchhandlung Lauf

Altensteig.

### Ischias-, Glied- und Rheumatischerkrankten

teile ich gern kostenfrei mit, wie ich vor Jahren von meinem Ischias- und Rheumaleiden in ganz kurzer Zeit befreit wurde.

H. Bastian, Rentier  
 Stahnsdorf 75  
 Kreis Teltow, Bergstr. 9

### Stoffwechsel und Bluterneuerung

erreichen Sie durch Sani Drops. Es verschwinden Kopfschmerzen, Müdigkeit, Blutanbrand und Arbeitsunlust, sowie mangelhafte Verdauung. Sie fühlen sich wieder kraftvoll, jung und frisch. Leicht einzunehmen. Keine Gewöhnung. Keine umständliche Zubereitung.

Sturpackung RM. 2.75      Notpackung RM. 1.50

In den Apotheken zu Altensteig, Haiterbach, Pfalzgrafenweiler.

### Kälber- u. Ferkel-Aufzucht

nur mit

### „LACTINA“ (Mischfutter)

Deutsches Erzeugnis!  
 Bester Milchersatz  
 Große Ersparnisse  
 Erhältlich bei:  
 M. Schnierle  
 Futtermittel- und Düngemittel  
 Altensteig



### Autokarten

empfehlen die

### Buchhandlung Lauf

Altensteig.